Prosit Neujahr!

Die Fenster auf, die Herzen auf,
Und laßt der Freude vollen Lauf!
Schon gab die Uhr vom letzten Tag
Des alten Jahrs den letzten Schlag,
Und brausend durch den Wintergraus
Hallt's jubelnd in die Nacht hinaus:
Prosit Neujahr!

Was uns die Zukunft bringen mag,
Wer denkt daran am heut'gen Tag!
Was nicht geglückt im alten Jahr,
Bringt uns gewiß das neue dar,
Und rauschend über Land und Meer
Klingt es in vollem Chor daher:
Prosit Neujahr!

Du Wächter auch mit deinem Speer,
Stell mal beiseite deine Wehr!
Nimm hier den heißen Labetrank,
Und ruf dafür zu schönem Dank
Vor jedem guten deutschen Haus
Nur lauter frohe Stunden aus —
Prosit Neujahr!

Eine tolle Nacht.

Sylvester-Humoreske von Georg Prinz.

Herr Berger sah auf die Uhr.

„Es ist erst elf", sagte er, „kommen Sie, Doktor, wir lassen das junge Volk hier unter sich und ziehen uns drüben in die Kaminnische zurück, dort habe ich uns einen guten Tropfen reserviren lassen, und dort erzähle ich Ihnen die Geschichte."

Der Andere nickte und ging mit hinüber in die lauschige Ecke, wo sie sich niederließen.

Und Herr Berger erzählte:

„Damals war ich siebenundzwanzig Jahre und bis über die Ohren verliebt in einen entzückenden Blondkopf. Mein Glück war ohne Grenzen, als ich eines Tages erfuhr, daß auch Mariechen (so hieß das hübsche Kind) Interesse an mir fand. Selbstverständlich setzte ich nun Himmel und Hölle in Bewegung, um jeden Tag meine Angebetete zu sehen. Na, ich will mich kurz fassen: nach vierzehn Tagen waren wir Liebesleute. Ich schwamm in einem Meer von Wonne und hätte mein Mädel am liebsten gleich vom Fleck weg geheirathet. Aber es gab ein Hinderniß. Der Vater meines Mädchens war ein praktischer Mann und als solcher gab er einem anderen Freier, einem corpulenten, nicht mehr ganz jungen, dafür aber um so reicheren Rentier den Vorzug vor mir, denn mein Einkommen war damals noch sehr mäßig.

Das bereitete mir natürlich ernstlichen Kummer, aber mein Mariechen tröstete mich, und außerdem gewann ich auch bald noch die Mama für mich, so daß ich nicht zu verzagen brauchte.

Acht Tage vor Neujahr bekam ich eine Einladung zur Sylvesterfeier in der Familie meiner Holden. Ich war überglücklich. Aber die nächste Post schon brachte mir ein Briefchen meines Mädels, das alle meine Hoffnung wieder sinken ließ, denn am Sylvester sollte die Verlobung mit dem dicken Rentier proklamirt werden, so schrieb sie mir.

Ich war niedergeschlagen und völlig rathlos. So traf mich ein Freund, dem ich mein Leid klagte. Dieser aber, ein flotter Junge, hörte mich an, überlegte ein wenig und sagte dann: „Aber furchtbar einfach, der dicke Kerl darf eben gar nicht erscheinen zur Sylvesterfeier. Wir müssen ihn fortschaffen oder ihn auf irgend eine Weise zurückzuhalten suchen."

Sprachlos sah ich ihn an. Er aber lachte laut auf und schrie: „Ich hab's! ich hab's!" und rannte fort.

Der Sylvester kam heran. Ein leiser Schimmer von Hoffnung erhielt mich aufrecht. Um acht Uhr war ich geladen. Vorher aber wollte ich mich vergewissern, ob mein Nebenbuhler erschienen war. Ich schlich also durch den Garten ins Haus und gab meinem Mädel ein Zeichen. Voll Freude rief sie mir zu, daß er noch nicht da sei. Ich athmete auf und rannte nach Hause, um mich umzuziehen.

Als ich an meinen Schrank komme, mache ich die Entdeckung, daß mein Frack nicht da ist. Ich alarmire die Wirthin. Sie weiß auch keine Auskunft zu geben. Plötzlich fällt mir ein, daß vielleicht mein Stubennachbar, ein guter Freund von mir, meinen Frack sich geholt haben könnte. Und richtig, so war's denn auch. Auf meinem Schreibtisch fand ich ein paar Zeilen von ihm. Er sei zum Ball geladen, und zwar ganz plötzlich erst, und da er mich nicht daheim antraf, habe er sich leihweise meinen Frack genommen, ich möge entschuldigen — und so weiter.

„Was nun?" Ich war außer mir, denn es war bereits neun Uhr und ich sah im Geiste schon den dicken Freier antanzen. Angstschweiß perlte auf meiner Stirn. — Endlich schleppte die Wirthin einen alten Frack, den sie in der Nachbarschaft geborgt, heran.

Aber eben, als ich den Aermel schlüpfte, giebt es einen kleinen Krach und rrrrr! — die Rückennaht war ausgeplatzt.

Meine Wirthin lachte laut auf. Ich aber war sprachlos vor Wuth. Das ganze Gebäude meiner kühnsten Hoffnungen sank in ein Nichts zusammen, denn jetzt mußte der dicke Rentier doch längst das väterliche Jawort erhalten haben. Und ich verwünschte alles, was mich in diese entsetzliche Situation gebracht hatte

Inzwischen war die Wirthin fleißig gewesen und hatte versucht, den Schaden so gut wie möglich auszubessern. Ich fuhr zum zweiten Mal hinein in die Aermellöcher, diesmal aber vorsichtiger. Doch alle Vorsicht war umsonst. Kaum war ich mit meinen Armen drinnen und versuchte einen geraden Rücken zu machen, da gab es wiederum einen Krach, diesmal aber einen ordentlichen, denn der Frack war von oben bis unten auseinander geplatzt, weil er mir viel zu eng war.

Jetzt war es mit meiner Geduld zu Ende. Wie ein Besessener tobte ich im Zimmer umher, so daß die gute Wirthin ernsthaft besorgt war um ihre zerbrechlichen Gegenstände.

Plötzlich ertönte die Thürglocke. Entsetzt fuhr ich zusammen. Ich war auf das Schlimmste gefaßt.

Ein Dienstmann brachte mir ein Billet von Mariechen. „Weshalb ich denn nicht käme?" und so weiter. Es stände sehr gut um unsere Sache, denn der dicke Rentier sei noch immer nicht erschienen. Ich möge also sofort kommen, bevor es zu spät sei.

Mein Muth keimte wieder empor, meine Laune kam zurück, die Hoffnung gab meinem Leben neuen Inhalt.

„Frau Wirthin," rief ich, „schaffen Sie mir einen anderen Frack, und sollten Sie ihn einem Könige mit Gefahr Ihres Lebens stehlen, aber ich muß jetzt einen Frack haben!"

Die Wirthin zuckte die Achseln und meinte, jetzt bliebe nur noch das Verleih-Institut.

„Richtig!" schrie ich. Im nächsten Augenblick saß ich in einer Droschke und fuhr nach dem Geschäft.

Aber es war inzwischen halb elf Uhr geworden und so fand ich das Geschäft natürlich geschlossen. Doch ich ließ nicht nach. Ich ging in die Privatwohnung des Inhabers. Auch hier war es umsonst. Die Leute waren fortgegangen zu Bekannten, mit denen sie Sylvester feiern wollten. Ich ließ mir von dem Dienstmädchen die Adresse der Bekannten nennen und fuhr nun dahin, denn jetzt hatte ich es mir vorgenommen, meinen Willen durchzusetzen.

Endlich fand ich den Geschäftsinhaber. Er war bereits ein wenig angeheitert, so daß er, als ich ihm mein Malheuer erzählte, dröhnend auflachte. Indessen war er ein guter Mensch, deshalb stieg er sofort mit mir in den draußen wartenden Wagen und fuhr zurück nach dem Geschäft.

Inzwischen war es nahezu halb zwölf Uhr geworden. Mit Grausen sah ich auf die Uhr. Aber ich beruhigte mich doch, denn ich hatte jetzt ja einen Frack, und wenn ich mich nun recht beeilte, konnte ich vielleicht noch vor Anbruch des neuen Jahres bei meiner Angebeteten sein.

Als ich nach Hause komme, blaß und matt vor Aufregung, kommt mir freudestrahlend die Wirthin entgegen mit der Nachricht, daß mein Stubennachbar bereits vor einer halben Stunde den geliehenen Frack zurückgebracht habe, weil er ihn nicht mehr brauche.

Ich fluche zwar wegen der Kosten, die ich mir nun umsonst gemacht habe, heimlich aber freue ich mich doch, daß ich nun mit meinem eigenen Frack gehen kann. Also schnell Toilette gemacht und dann fort zu der Angebeteten.

Zehn Minuten vor zwölf bin ich fertig. — Aber, o weh! jetzt finde ich nirgends einen Wagen. Also zu Fuß — nur schnell weiter! Leider ging das nicht so glatt, wie ich erhoffte. Kaum war ich fünfzig Schritte gegangen, als eine Horde roher Burschen mir entgegenkommt und mich mit einem „Prosit Neujahr!" anschreit. Ich will ausweichen. Umsonst. Man rempelte mich an. Ein Wort giebt das andere, und plötzlich ist mein Cylinderhut eingetrieben. Nun beginne ich zu rasen. Wie ein Wilder schlage ich um mich. Aber der Gegner waren zu viele. In wenigen Minuten war ich durchgebläut, mein Mantel und Frack zerrissen, mein Vorhemd und meine Kravatte waren zerfetzt, und ich bot ein Bild des Jammers. — Endlich kommt die Polizei. Es geht zur Wache. Ich wollte rasen vor Wuth.

Neujahr! Wie ein tausendstimmiges Gebrülle hallt es durch die Luft.

Ich aber hätte weinen mögen!

Endlich sind die Namen festgestellt und ich kann gehen. Mit Sturmessausen eile ich nach Hause mich noch einmal umzukleiden. Aber als ich vor der Hausthür stehe, kann ich nicht hinein, denn meine Schlüssel steckten im anderen Beinkleid. Nun klaschte ich in die Hände und schreie und machte einen Höllenspektakel, aber alles umsonst, niemand hört mich.

Nach einer qualvollen halben Stunde kommt dann endlich meine Wirthin und öffnet. Ich fliege die Treppe hinauf und stürze in mein Zimmer.

„Wo ist der andere Frack?" schrie ich. Und die Wirthin antwortet mir, „daß mein Stubennachbar noch einmal dagewesen sei und sich jetzt den Frack wieder geholt habe, weil er schnell noch einen öffentlichen Ball besuchen wolle."

Geknickt sank ich nieder. Nun war alles aus. Voll Resignation vor Wuth, schließlich aber fand ich meine Laune wieder, braute mir einige steife Grogs und feierte mutterseelenallein meinen Sylvester. Dann setzte ich mich hin und schrieb meiner Holden einen ergreifenden Entschuldigungsbrief und erzählte ihr mein Abenteuer. Alsdann bekneipte ich mich, bis ich einschlief. — — —

Als ich am Neujahrstage im Hause meiner Angegebeteten meine Visite machte, empfing man mich mit stürmischem Gelächter. Mein entsetzliches Pech hatte sie Alle riesig heiter gestimmt, so daß man für mein Ausbleiben schnell eine Entschuldigung fand.

Nun ein Glück in all' dem Pech war mir beschieden: mein Nebenbuhler, der dicke Rentier war auch nicht erschienen beim Sylvesterfest; mein Freund hatte ihn verschleppt, ihn betrunken gemacht und war die ganze Nacht mit ihm umher gebummelt, so daß er einfach unfähig war, das Fest zu besuchen.

Und das war mein Glück, denn von diesem Tage an stiegen meine Aktien bei dem so sehr gefürchteten Schwiegerpapa ganz bedeutend, so bedeutend, daß ich ein halbes Jahr später um die Hand meiner Marie anhalten konnte.

„Das ist die Geschichte, wie ich zu meiner Frau gekommen bin." Damit erhob sich Herr Berger. „Und nun kommen Sie, Doktorchen, es ist bald Zeit zum großen Anstoßen, denn der Zeiger rückt auf Zwölf zu. Kommen Sie hinüber zu dem jungen Volk."

Da schlug es zwölf und da stieg es brausend zum nächtlichen Himmel empor, ein Jubeln und Schreien, ein Singen und Klingen, — und tausend geheime Wünsche wurden emporgeschickt zum Himmel, und tausend Bitten um Erfüllung.

Ein endloses „Prosit Neujahr!" hallte über die Welt.

Der Zauber-Vogel.

Vom Feinlüger.

Es ist eine Reihe von Jahren her, da war ich auf einem kleinen Nest bei einer gräflichen Herrschaft. Aus dieser Zeit will ich Ihnen heute eine merkwürdige Geschichte erzählen, eine Geschichte, so merkwürdig, daß ich sie selbst nicht glauben würde, wenn ich nicht Augen- und Ohrenzeuge in eigener Person gewesen wäre.

In einem obskuren Gasthause des erwähnten kleinen Städtchens gab ein sogenannter Zauberküstler Vorstellungen, welche derartig viel von sich reden machten, daß meine Herrschaft beschloß, ihn eine Soiree auf dem Schlosse geben zu lassen, da sie doch nicht gut die gewöhnlichen Kneipen aufsuchen konnte.

Die gräflichen Gatten waren auf das Höchste entzückt — das hatten sie nicht erwartet — — und doch drohte der Abend mit einem Mißton zu enden, wenn nicht .... doch ich will nicht vorgreifen.

An dem betreffenden Abend also hatte der Zauberkünstler ganz wunderbare Piecen vorgeführt und das Auditorium — die Herrschaft hatte die Erlaubniß gegeben, daß auch wir Beamten an der Vorstellung theilnehmen durften — ließ es nicht an rauschendem Beifall fehlen. Endlich war das hochinteressante Programm erledigt, aber die Frau Gräfin drang in den Prestigiateur, doch noch etwas zuzugeben.

Er hatte zwar schon mit dem Einpacken seiner Apparate begonnen und es schien ihm die Aufforderung nicht ganz angenehm zu sein, schließlich verstand er sich aber doch dazu — nur bat er sich aus, ihm nicht zu zürnen, wenn das Experiment nicht gelingen sollte, es sei eines der schwierigsten, und eines, welches er nur höchst selten produzire.

Doch die Gräfin lächelte nur, und als er erklärte, das kostbarste Schmuckstück, welches sie an sich trage, sei dazu nothwendig, reichte sie ihm ohne Bedenken einen Ring, der nicht nur dadurch von unschätzbarem Werthe war, daß in ihm ein sehr großer Diamant gefaßt war, sondern auch deshalb, weil ihn einst der hervorragendste Ahne des Geschlechts trug.

Im nächsten Augenblicke jedoch schrie sie entsetzt auf — und wir mit, denn kaum hatte ihn der Künstler in der Hand, so warf er ihn kurzweg zum offenen Fenster hinaus.

Es entstand eine beängstigende Pause, während deren der Künstler in einem Köfferchen herumkramte. Plötzlich wandte er sich sichtlich erschrocken und in größter Verlegenheit, zu den gräflichen Herrschaften: Er müsse das geheimnißvolle Augenglas, welches ihn auch durch die tiefste Finsterniß jeden Gegenstand sofort finden lasse — — verloren haben. Aller Anwesenden bemächtigte sich eine tiefe Entrüstung und wir Bediensteten sorgten dafür, daß der Mann nicht entrinnen könne. Die Gräfin war ganz außer sich, tief unglücklich sogar! Fast fiebernd forderte sie zuerst ihre Kammerzofe auf, den Ring mit allen verfügbaren Mitteln zu suchen, und diese ging — aber sie kam nicht wieder! Nun mußte der alte und bewährte Kammerdiener ebenfalls auf die Suche gehen, aber — uns gruselte — auch er kam nicht wieder! Auch diese beiden schienen verloren!

Das war selbst dem sonst sehr reservirten Grafen zu bunt und er forderte den „Zauberer" energisch auf, entweder den Ring herbeizuschaffen oder die schweren Folgen seiner Handlungsweise zu tragen.

Da geschah etwas Wunderbares. Der Mann, der bis jetzt so gedrückt ausgesehen hatte, lachte plötzlich laut auf: „Daß ich nicht daran dachte! Ich habe ja noch den Kanarienvogel hier, der in der 4. Piece — erinnern sich die Herrschaften? — alles, was man nur wollte, fand! Komm her, Bijou—„allons apporte!"

Mit diesen Worten hatte er den zierlichen Käfig des Vögelchen geöffnet, dieses flog in die Dunkelheit hinaus und — — kaum, daß wir uns von unserem Erstaunen erholt hatten, flog es wieder herein: im Schnabel den Ring, in dem einen Fuß die Kammerzofe, in dem anderen den alten Kammerdiener haltend!"

— Vor Gericht. Der Präsident: „Angeklagter, Sie behaupten also, daß Ihr Complice das Alles gethan hat; nun ist aber die Kanaille verschwunden.... So geben Sie mir wenigstens sein Signalement.... Wie sieht der Kerl denn aus?" — Der Angeklagte (nach einigem Nachdenken): „Nun, es — ist ein Typus so ungefähr wie der Ihrige."

— Unbedacht. Frisch geadelter Baron (zu einem anderen): Wissen Sie auch, daß meine Ahnen bis zur Zeit der Kreuzzüge zurückreichen? Zweiter Baron: Pah! Da waren meine schon ausgestorben!

Zur Jahreswende.

Mancher Wunsch ist in dem Jahr'
Unerfüllt geblieben —
Scheiden aus der Freunde Schaar
Sahst Du manchen Lieben.

Wenn die Glocke nun durch's Land
Ruft mit ernsten Tönen,
Deinem Feinde reich' die Hand
Willig zum Versöhnen!

Was Du selbst in hartem Strauß
Konntest nicht erringen,
Wird zum neuen Jahr in's Haus
Dir der Frieden bringen.

Sylvester Mysterium.

Von M. Lindner.

Bei Großmama Bechlin in dem alten Landhaus hatte die Feier des Sylvesterabends stets einen ganz besonderen geheimnißvollen Reiz.

Hier konnte man noch an Geister und Geisterweben, an Zukunftsprophezeiungen und Zukunftsdeutungen aus alten Sylvesterbräuchen glauben, wenn die feierliche Neujahrsnacht wie eine große heilige Andacht rings auf das schweigende Schneegefild herabsank, wenn es wie Orgelton durch die Baumriesen rauschte, die viele Menschenalter hindurch das Haus umstanden und das Kienholzfeuer in den mächtigen bunten Kachelöfen knackte und bullerte, daß es förmlich unheimlich anzuhören war.

Auch heute duftete das ganze alte Haus nach Punsch und Pfannkuchen; auf dem Tisch stand die dampfende Bowle, und immer neue Berge von braungelben zuckrigen Krapfen kamen aus dem siedenden Schmalzkessel vom Küchenheerd. Die Großmama saß am Whisttisch mit Herrn und Frau Pastor Lippert und einem Gutsnachbarn, dem stocktauben alten Onkel Dagobert. Vor dem Ofen aber goß man Blei, ließ Nußschalen schwimmen und warf mit Pantoffeln und Aepfelschalen, um die Zukunft zu deuten.

Onkel Heinz, Großmamas ältester Enkel, der mit ihr das Gut bewirthschaftete, saß dabei in seinem großen Ledersessel und scherzte mit den Backfischen, die entsetzlich neugierig waren, ob sie sich in dem neuen Jahr verloben würden; er uzte die Kadetten und Primaner, welche die Backfische poussirten, und neckte die jungen Mädchen, die mit den Vettern und dem jungen Volontär charmirten.

Am allermeisten neckte er Fräulein Blasius, Pastors ältliche Gouvernante, die ihn anschmachtete. Nur mit einer scherzte er nicht; das war die schöne Eva von Trontheim.

Mit dieser hatte es eine besondere Bewandtniß. Sie war keine Verwandte, sondern die Enkelin von Großmamas liebster Jugendfreundin und ein Schooßkind des Glücks gewesen, bis eines Tages ihres Vaters Existenz zusammenbrach — denn er war ein Spieler.

Jetzt hatte die Großmama das heimathlose Mädchen eingeladen und es liebevoll als Gast aufgenommen.

Da saß es nun wie eine verwunschene Prinzessin unter der harmlosen Jugend vom Lande, die dunklen Augensterne voll banger Räthselfragen an die Zukunft.

Fast noch ein Kind, war Eva im elterlichen Hause von Anbetern und Courmachern umgeben gewesen, aber jetzt zum ersten Mal hatte sie ihr Herz verloren an den blonden Riesen, der so große Fäuste und so seelensgute Augen hatte.

Sie hatte es nie für möglich gehalten, daß sie einen so derben Landmann mit ungeschminktem Wesen leiden möge, aber er war so treuherzig, so lieb mit der Großmama und Alles in ihm und an ihm recht und wahr.

Ob er sie ein klein wenig leiden mochte? Ach, daß doch diese Sylvesterstunde eine Antwort auf solche Schicksalsfrage wüßte!

„Onkel Heinz, Onkel Heinz!" rief eben Lore, der übermüthigste aller Backfische, meine Aepfelschale hat ein deutliches „H" gebildet, am Ende muß ich Dich noch heirathen!"

„Na, es könnte auch „Hinze" bedeuten, weißt Du, Lore, den Schneider Hinze von drüben. Nimm Dich nur in Acht!"

Alles lachte und Lore warf dem bösen Onkel den Rest ihrer Aepfelschalen an den Kopf.

„Und wie deuten Sie dieses Zeichen, Herr von Bechlin?" fragte Fräulein Blasius mit einem schwimmenden Augenaufschlag.

„Das kann nichts Anderes bedeuten als „u. s. w." Sie werden also fortfahren wie bisher, Andere unglücklich zu machen und unerbittlich zu bleiben, Sie Marmorherz!"

„Und so weiter! Und so weiter!" jauchzte die übermüthige Jugend und Onkel Dagobert fragte aufhorchend: „Was gibt's? Fräulein Blasius soll einen bunten Reiter heirathen?"

Darüber fielen nun die Backfische fast unter den Tisch vor Lachen.

Der Jubel steigerte sich noch, als der junge Volontär mit dem flüssigen Blei deutlich und unverkennbar einen Saugpfropfen goß (wenigstens deutete Onkel Heinz es so), und Pastors Aelteste, die sanfte Frieda, einen Husarensäbel.

Mögliche und unmögliche Dinge wurden da in Blei gegossen: Ringe, Pantoffel, Ballbouquets, Brautkränze, Hufeisen, Kinderwiegen, Geldsäcke, seltsame Thiergestalten, Paläste, Villen, Pflugschare, Orden — Onkel Heinzens Humor wußte auch dem tollsten Krimskrams noch eine Deutung abzugewinnen, und er hatte ein dankbares Publikum.

Endlich war die Reihe an Eva. Ihre weiße Hand zitterte ein wenig, als sie den Löffel hielt und Heinz von Bechlins Hünengestalt sich über sie beugte, das Resultat erwartend.

„Ah! Was ist das?" riefen Alle zugleich, und dann tönte es im Chor: „Ein Schlüssel, deutlich und unverkennbar ein Schlüssel!"

Die Großmama kam herbei, um sich selbst zu überzeugen, und auch Onkel Dagobert war neugierig.

„Ein Rüssel? Kinder, das ist doch im Leben kein Rüssel?" verwunderte sich der alte, taube Onkel.

„Nein, ein Schlüssel," sagte Großmama, „das ist seltsam, denn es kommt nicht oft vor. Kennt Ihr nicht den alten Glauben: wer in der Sylvestermitternachtsstunde einen Schlüssel gießt, der soll durch drei Thüren gehen und an die dritte mit dem Schlüssel klopfen, dann findet er dahinter einen Schatz?"

„Ach, wie reizend, wie gruselig! Wirst Du es probiren, Eva? O, wir beneiden Dich! Nein, um keinen Preis wagte ich das, ich stürbe vor Angst!" so riefen die jungen Mädchen durcheinander.

„Ich ginge nur, wenn Onkel Heinz mit seinem Gewehr, Onkel Dagobert mit seinem alten Kürassirsäbel und Herr Pastor, um alle bösen Geister zu beschwören, mitkämen," bemerkte Lore.

„Nein, ganz allein und unbemerkt muß man gehen," sagte Großmama, „sonst wirkt der Zauber nicht."

„Ich gehe nicht, ich finde doch keinen Schatz!" erwiderte Eva auf alles Bitten und Drängen der jungen Mädchen, das Wunder zu probiren. Aber als die allgemeine Aufmerksamkeit sich jetzt auf Frau Pastor richtete, welche den jungen Leuten die Karten legen wollte und mit Jubel umringt wurde, schlich sich Eva heimlich fort. Sie wollte allein sein, einen Augenblick allein in dieser weihevollen Mitternachtsstunde, ihr Herz war zu voll, zu schwer für die laute Gesellschaft und — fast schämte sie sich, es sich einzugestehen — ihr war so ahnungsvoll, so wunderlich zu Muthe! Hier in diesem guten alten Haus mit seinen urväterlichen Schränken und Truhen, mit den alten Familiengeschichten und Familienaberglauben, seinen von Urahnen ererbten Leinenzeug, Kochrezepten und der frommen Einfalt — hier glaubte auch sie an Wunder und übernatürliche Mächte.

Muthig schritt sie durch die erste Thür und ein dunkles Zimmer, dann durch die zweite Thür in den großen Festsaal des Hauses, den Schlüssel in der Hand.

Hier wurde ihr etwas seltsam zu Muth.

Der Mond schien hell durch die Fenster und in seinem Schein schienen die alten Familienbilder an der Wand zu leben.

Winkte ihr nicht dort die gepuderte Dame mit dem Fächer, und hatte der alte Herr mit der Allongeperücke nicht den Kopf geschüttelt?

Ein leises Grauen lief ihr kalt den Rücken hinunter.

Jetzt raschelte es deutlich hinter ihr, als knistere ein seidnes Frauengewand auf den Dielen — gewiß, das war die Ahnfrau, die umging — Eva hatte sich zu viel zugemuthet, mit einem leisen Schrei stürzte sie vorwärts auf die erste, beste Thür zu, hinter der sie einen Lichtschein bemerkte und dieselbe aufstoßend, fiel sie mit einem Schreckensruf einige Stufen hinunter.

Sie hatte in ihrer Angst übersehen, daß sie in ein Gelaß hineinlief, in dem die Weine aufbewahrt wurden, welche aus dem Keller zum Verbrauch heraufgeholt waren und gerade hierher hatte sich Heinz begeben, um ein paar Flaschen vom Besten eigenhändig zur Feier der Neujahrsstunde auszusuchen.

Als Eva von ihrer Schreckensbetäubung die Augen aufschlug, lag sie in seinem Arm und er beugte sich besorgt über sie.

Tiefbeschämt und furchtbar verlegen wollte sie sich aufrichten, aber er hielt sie fest und deutete lächelnd auf den Schlüssel in ihrer Hand.

„Also doch das Schicksal versucht? Armes Kind, und dafür der Schreck! Aber wie, Eva, wenn der alte Zauberspruch sich doch bewahrheitete? Wenn Sie gefunden hätten, was Sie suchten — es gibt auch Schätze, die nicht von Gold und Silber sind, sondern von Fleisch und Blut, und statt Juwelen ein Herz voll Liebe haben? Wenn Sie mit diesem großen, zweibeinigen Schatz zufrieden sind, Eva, so brauchen Sie ihn nur in Besitz zu nehmen."

Eva schmiegte statt aller Antwort das Köpfchen fester an seine Brust.

Feierlich tönte von der Dorfkirche der Glockenschlag der Miternachtsstunde herüber.

„Großmama," sagte Heinz, als er Hand in Hand mit Eva zu der Gesellschaft zurückkehrte, „Dein Wunderglaube ist Wahrheit geworden; sieh nur, was für einen ungeheuer großen Schatz unser Evachen sich mit ihrem Schlüssel geholt hat, ganz nach Vorschrift, hinter der dritten Thür."

Das gab einen Jubel und Gläserklingen, ein fröhliches Beglückwünschen und Prost Neujahr!

„Ja, ja," sagte die Großmama, „wer wollte nun noch zweifeln an dem Mysterium der Sylvesternacht."

Der Sylvesterrausch.

Eine Gemeinheit war's, einfach eine Gemeinheit, ihn da kurz vor Weihnachten von den weinfröhlichen Ufern der Mosel nach dem kleinen westpreußischen Nest zu versetzen. Aber was half's — „im Interesse des Dienstes" hatte in dem amtlichen Schreiben gestanden — da hatte er wohl oder übel seine sieben Sachen packen müssen. Seine Antrittsvisiten hatte er pflichtschuldigst „geschnitten", und da war als erster Erfolg die Einladung zum Sylvesterball beim Herrn Amtsrichter gekommen. Es ging sehr correct während der Tafel zu, man aß, unterhielt sich vom Wetter, besprach das nächste Casinovergnügen und brachte Trinksprüche aus. Der Assessor gedachte des Sylvesterabends im Vorjahre. Den hatte er in der Familie eines Weingutsbesitzers zugebracht, das war eine ganz andere „Nummer" gewesen! Da war man lustig, ausgelassen lustig, und was für prächtige Menschen, die redeten wenigstens, wie ihnen der Schnabel gewachsen war. Aber hier..

Nach Aufhebung der Tafel zog er sich in eine entlegene Ecke zurück und knöpfte sich einige Flaschen seines geliebten Moselweins vor. Mit innigem Behagen sog er die zarte Blume ein, ließ die ersten Schlückchen bedachtsam über die Zunge gleiten, — ach, welch' ein guter Tropfen! Und den hatte er früher tagtäglich zur Verfügung gehabt... Er seufzte wiederholt, und nach jedem Seufzer leerte er sein Glas. Nach und nach überkam ihn eine wohlige Stimmung, — „Moselweinstimmung", lachte er vergnügt in sich hinein. Und am Ende würde ja die Zeit hier auch vergehen. Dann ließ er sich schleunigst wieder zurückversetzen nach den sonnigen Rebengeländen, dem glitzernden Strom... freilich, so lange er hier bleiben mußte — — „O alte Burschenherrlichkeit", summte er vor sich hin. Da — krach, ein Pfropfen sprang. „Famos", nickte er, „Sect giebt's ja auch." Er ließ sich sein Spitzglas füllen, ein-, zwei-, dreimal, 'ne ganz vorzügliche Marke: Veuve Cliquot. Aus dem Saale schlugen die Klänge der „Schönen blauen Donau" an sein Ohr. Er sang halblaut die Melodie mit und fand, daß er kreuzfidel war. Er ließ seinen Chapeau hochspringen, stülpte ihn „halb links" auf den Kopf, steckte die Daumen in die Armausschnitte der Weste — und: „La, la, la, la, la larah..." sang er und drehte sich im Walzertact. „La, la, la, la, la laah —", damit war er schon in das an den Saal stoßende Zimmer gerathen, dessen Wände die Ballmütter garnirten. Die zogen lange Gesichter, der Tanzende bemerkte sie aber gar nicht, er blieb bei seinem „La, la, la, la, la laah..." Im Saal war man schon auf den wunderbaren Vorfall aufmerksam geworden, auch der Herr Amtsrichter eilte herbei und setzte sofort seine Amtsmiene auf. „Aber Herr Assessor, was haben Sie denn?" fragte er mit grollender Stimme. „O nichts", lachte der vergnügt, „das ist mein erster Rausch im neuen Jahre. Stoßen wir an, Herr Amtsrichter! Mögen Sie im ganzen neuen Jahre so selig sein, wie ich es heute bin. Es lebe das neue Jahr!"

Neujahrsbräuche.

Schon das Alterthum kannte Neujahrsgeschenke. Bei den alten Römern hießen die Geschenke strenae und sie bestanden in Palmfrüchten, Blüthenzweigen und Honigkuchen; später wählte man goldene oder wenigstens mit Gold überlegte Becher, Ringe und Münzen. Solche Geschenke sandte man namentlich den Freunden, in deren Häusern man verkehrte, und diese erwiderten ihrerseits die Aufmerksamkeit. In Italien heißen die Neujahrsgeschenke noch heute strenae, woraus in Frankreich les étrennes geworden ist. Bei den Deutschen war früher die Sitte der Neujahrsgeschenke allgemein; im Mittelalter wurde sie durch Gesetze und Statuten oft bei hoher Strafe verboten. Heutzutage sind dieselben durch die Weihnachtsgeschenke fast überall verdrängt worden. In Frankreich und in Belgien dagegen hat man die altrömische Sitte beibehalten, und die Neujahrsgeschenke, les étrennes, für Groß und Klein spielen dort eine sehr bedeutende Rolle, die verschiedene große Industriezweige beschäftigt. Am Neujahrsmorgen ist in allen Familien große Bescheerung. Die Kinder werden mit Spielsachen, Büchern und Ledereien bedacht, die Damen erhalten Bouquets, Bonbonnièren, Schmucksachen oder Kunstgegenstände, und dann erscheinen Diener, Briefträger, Straßenkehrer etc., um ein gutes und glückliches neues Jahr zu wünschen und dafür als Gegengabe das übliche Trinkgeld in Empfang zu nehmen. Auch in England waren Neujahrsgeschenke üblich. Man beschenkte sich dort gern mit Handschuhen und Nadeln und gab Geld dazu, woher die Bezeichnung „Handschuhgeld" (glove-money) oder „Nadelgeld" (pin-money) stammt. Königin Elisabeth soll Schmuck und Garderobe größtentheils aus den ihr gespendeten Neujahrsgeschenken bestritten haben. Wie Neujahrsgeschenke, so waren auch Neujahrswünsche schon im Alterthum üblich. Ganz Rom wünschte einander Glück zum angehenden Jahre und erinnerte sich durch wechselseitige Geschenke an die goldenen Zeiten, in denen Reinheit der Sitten und wechselseitige Treue herrschte. Auch die Versendung der Neujahrskarten an Verwandte, Freunde und Bekannte hat wohl eine ältere Geschichte, als die Meisten glauben, die davon Gebrauch machen. Die Herstellung dieser Karten hat ihren Ursprung in der Erfindung der Kupferstech- und Holzschneidekunst. Der älteste bekannte Neujahrswunsch ist ein Kupferstich aus dem Jahre 1466. Auf demselben ist ein Christuskind abgebildet, das ein Band in den Händen hält, auf welchem folgender Neujahrswunsch prangt, mit dem wir unsere Plauderei beschließen wollen: „Ein guot selig jor!"

Nur immer schneidig!

Oberlehrer Y., Lieutenant der Reserve, führt im Manöver seine Leute zum Angriffe. Mit geschwungenem Säbel stürzt er voran und überhört dabei in seiner Begeisterung das Signal: „Das Ganze Halt!"

Plötzlich ertönt hinter ihm aus den Reihen der Mannschaft vernehmlich der Ruf: „Laßt doch das dumme Luder alleene loofen!"

Entrüstet wendet er sich herum, droht mit dem Finger und sagt: „Das mächt ich nich noch ä zweites Mal hören!"

Gerückt!

Beim Rentier Kießling war's diesmal am Sylvester ganz besonders hoch hergegangen, namentlich der alte Herr war in bester Laune. Kein Wunder, denn auch nicht einer seiner vierzig Miether hatte den eingeschriebenen Kündigungsbrief geschickt. Sogar der Budiker blieb wohnen, und da hatte man in der Nachbarschaft erzählt, der mache schlechte Geschäfte und verdiene nicht die Hälfte der Miethe, — dummes Geschwätz! Das Geschäft mußte ganz gut gehen, denn vor einigen Tagen war der Mann erst bei ihm gewesen und hatte gebeten, ihm für Sylvester „lange Nacht" insofern zu gestatten, als er concertiren dürfe, so lange Gäste kämen.

Man tafelte also bei Kießlings recht vergnügt und trank sich stimmungsvoll über die Mitternachtsstunde hinweg. Auch unten in der Kneipe herrschte tolles Leben: Clavier, Geige und Leierkasten verbrachen einen Marsch nach dem andern. Gäste kamen und gingen, in der zwölften Stunde fuhren auch zwei Möbelwagen vor, deren Kutscher noch einige steife Grogs genehmigten. Auch die Ziehleute fanden sich ein und gossen was Kräftiges hinter die Binde. Oben verübte gerade das Töchterchen des Hausherrn den Singsang vom „Süßen Schwan", als das Mädchen für Alles in den Salon kam und erfreut meldete: „Unten beim Budiker machen sene Fackelpolonäse übern Hof." Die ganze Gesellschaft eilte zum Fenster. Richtig — zuerst zwei Mann mit brennenden Lampen, dann der Leierkastenmann, der Wirth und seine Gäste, die Stocklaternen trugen. Die lustige Polonäse sang: „So leb denn wohl, du stilles Haus, wir ziehn vergnügt aus dir hinaus..."

— — Herr Kießling hatte am nächsten Morgen ein gelindes Schädelweh, aber das würde schon vergehen, wenn die Miether kämen und ihren Zins abluden. Sie traten denn auch pünktlich an, — nur der Budiker blieb aus. Da Herr Kießling sich nach einem Frühschoppen sehnte, schickte er das Mädchen hinunter. Es sei noch alles zu, meldete sie. Sie solle nur durch die Hinterthür hineingehen, befahl er.

Es dauerte geraume Zeit, ehe das Mädchen zurückkehrte, blaß, zögernden Schrittes. „Es ist unten alles leer," berichtete sie. „Budikers sind diese Nacht gerückt!"

„Gerückt?" fragte Herr Kießling entsetzt.

Das Mädchen nickte.

„Elende Bande," knurrte der Hauswirth. Das war sein erster Aerger im neuen Jahre.

Die Pfeilspitzen der Feuerländer.

Völker, die in armen und unwirthlichen Gegenden wohnen, müssen mit um so größerer Sorgfalt Alles ausnützen, was ihnen ein freundlicher Zufall spendet und was ihnen irgendwie dienen kann. Diesem allgemeinen Gesetz folgend, haben sich die Feuerländer für ihre Pfeile ganz eigenartige Spitzen angeschafft. Auf ihrem trostlosen und ganz metallarmen Eiland mußten sie sich früher ihre Pfeilspitzen aus Fischgräten oder Thierknochen herstellen; als aber mehrere dort für kurze Zeit vor Anker gegangene Schiffe eine Anzahl leerer Flaschen zurückgelassen hatten, erfuhren die Feuerländer, wie scharf und spitz Glasscherben sein können, und seitdem verwandeln sie alle Glasscherben, deren sie habhaft werden, in Pfeilspitzen. Aber undankbar verwenden sie die neue Waffe nicht nur bei der Jagd, sondern gegen Diejenigen, denen sie die ganze Errungenschaft verdanken. Vier Weiße, die quer durch Feuerland vordringen wollten, wurden von den Eingeborenen überfallen und einer wurde durch einen Pfeilschuß in die Brust getödtet: die gläserne Pfeilspitze war abgebrochen und in der Lunge stecken geblieben.

Katherinenläuten.

Vom Katharinatage (25. November) bis Weihnachten findet in Hann. Münden das sogenannte Katharinenläuten statt, ein Jahrhunderte alter Brauch. Mit dem Läuten ist das sog. „Schruppen" verbunden. Das Schruppen, sonst eine harmlose Spielerei der Kinder, hat in den letzten Jahren sich zu einer Art Volksjustiz gestaltet. Während des Läutens wird gerufen: „Hie hebbet se ne! Hie schruppet se ne!" Die Gegenfrage lautet: „Wene denn?" Und nun wird der Name desjenigen gerufen, der „geschruppt" wird. Vor dem Hause dessen, der den Haß des Volkes auf sich geladen hat und deshalb „geschruppt" wird, sammelt sich dann eine Volksmasse, deren Zerstreuung den Polizeibeamten oft Schwierigkeiten macht.

— Am Neujahrsmorgen. Nachtwächter (einen angeheiterten Studiosus führend): „Wohnt dieser Student bei Ihnen?" — Hausmeister: „Weiß es nicht — bin erst seit gestern hier!" — Nachtwächter: „Na, nehmen Sie ihn nur! Wenn's nicht stimmt, wird er morgen umgetauscht!"

— Mancher ist ein „origineller Kopf", weil er lobt, was anderen mißfällt und tadelt, was anderen gefällt.

— Verschnappt. „Dein Mann ist ja auf den Assessor furchtbar eifersüchtig!" „Und gerade bei dem hat er Unrecht!"

— Stimmt. A.: „Der Studio X. hat ja eine reiche Erbschaft gemacht!" — B.: „Na, das ist wieder mal Bier auf seine Mühle!"

— Im Eifer. Reisender (in einer Gesellschaft von seinen Abenteuern erzählend): „O, ich versichere Sie, ich war schon einmal nahe daran, von Kannibalen verspeist zu werden — 's Kraut war schon fertig!"